

Kollege Robert Luft übersandte mir seinen beachtenswerten Beitrag zur Entwicklung der „nicht-dissidentischen“ tschechischen Geschichtsschreibung, vor allem der zwei Jahrzehnte, die der „samtenen Revolution“ des Jahres 1989 vorausgingen, und bat mich, dazu einen Kommentar abzugeben. Der Blick „von außen“ hat viele Vorzüge und Vorteile gegenüber der Ansicht derer, die noch vor kurzem zur „Nische“ und „grauen Zone“ gehörten; es fehlt ihnen die zeitliche Distanz, die notwendig ist, um aus der unerläßlichen Ansicht „von oben“ und genügend heuristisch vorbereitet den ziemlich großen Zeitraum historiographischer Arbeit, einschließlich ihrer eigenen Arbeit, reflektieren zu können. Allein die „graue Zone“ war dynamisch, und in die „Nische“ gerieten im Laufe der Zeit auch Historiker, die einst zu den Ideologen und zu denjenigen zählten, die „beanspruchten, das Bild der Geschichtswissenschaft zu beherrschen“. R. Luft hat richtig erkannt, daß der Blick zurück nicht mit dem Jahr 1968 abgeschlossen werden darf, sondern daß auch der Kontext der gesamten Nachkriegszeit ab dem Jahr 1945 in Betracht gezogen werden muß. Im breiteren Spektrum muß man sehen, daß die Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts (und nicht nur diese) in verschiedenen Ländern von der faschistischen wie der stalinitischen Diktatur beeinträchtigt wurde, mit deren Vergangenheit man sich zu verschiedenen Zeiten in Kultur und Wissenschaft äußerst schmerzhaft auseinandersetzen mußte. Die Worte von Karl Jaspers, die er bei der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg im Jahr 1945 vortrug, verlieren nicht an Aktualität: „Wir müssen uns heute von der Vergangenheit distanzieren, in der wir lebten und die in uns lebte. Jedoch dürfen wir angesichts der unausweichlichen Veränderungen, die wir begreifen müssen, keine Vergeltung suchen. Es ist ein Muß, das Wirken des Übels in einem bestimmten Moment zu unterbinden“ (Rechenschaft und Ausblick, München 1958).

Ein Teil der tschechischen Gesellschaft erfährt heute eine Art Desillusion und Enttäuschung, häufig als Folge der Nichterfüllung eines Mythos, den sie sich über sich oder über eine absolute geschichtliche Gerechtigkeit geschaffen hat, die nach Meinung vieler nicht verwirklicht werden kann. Auf der einen Seite das Gefühl der Undankbarkeit und der Unterschätzung der aufopfernden Tapferkeit der Dissidenten und der Verdienste im Exil, der geringen Anerkennung der erlittenen Ungerechtigkeit derer, die als 68er-Generation bezeichnet werden, und der Schikane und unwürdigen Stellung derer, die „überlebt“ haben. Auf der anderen Seite Geringschätzung und Ungeduld, geringes Verständnis für menschliche Eigenschaften bei denen, die das Gefühl haben, daß sie sich keine Blöße gaben.

Ein historisch gebildeter Betrachter der Dinge begreift, daß die Reinheit in der Geschichte eine seltene Erscheinung ist, in absoluter Gestalt kommt sie beim Menschen wohl nicht vor. Der heutige Zustand resultierte aus einem bestimmten Ablauf des Geschehens. Denen, die sich – einerlei ob freiwillig oder unfreiwillig – innerhalb des totalitären Systems befanden, bleibt, sofern sie nicht früher oder später auswanderten, nichts anderes übrig, als Gewohnheiten zu widerstehen, mit denen diese lange Ära die Gesellschaft belastet hat. Dies sind Gewohnheiten, denen man ausweichen kann, keineswegs an letzter Stelle die Angst vor der aufrichtigen Äußerung der eigenen Meinung, aber auch die Gewohnheit, ohne Abwägung der Argumentation andere anzugreifen. Leider erkennen wir um uns herum, daß man sich die Demokratie manchmal auch als Totalität, nach oben gekehrt, vorstellen kann, mit der gleichen Unverträglichkeit, dem gleichen dogmatischen Diktat, mit nur einem anderen Dogma. Aus der Gewohnheit heraus überlebt die destruktive Kampfhaltung als Zeichen antagonistischen Denkens in der Relation Freund – Feind, nur heißt sie diesmal nicht „Klassenkampf“. Dies hat meiner Ansicht nach mit der Idee der Demokratie nichts zu tun, die bei Meinungsverschiedenheiten Offenheit und guten Willen voraussetzt.

Das Prinzip der Reinheit, bis zur letzten Konsequenz durchgeführt, was manchmal „ad absurdum“ bedeutete, würde besonders in den humanistischen Fächern zeigen, daß von denen, die sich im Schuljahr 1948/49 an der Hochschule einschrieben bis hin zu den frischen Absolventen und Studenten der höheren Studiensemester, niemand diesem Maßstab gerecht werden könnte. Ohne Widerstand zu leisten, hörte man die Ausführungen derer, die einst an die Stelle entlassener Lehrer und ihrer Schüler traten, oder derer, die um den Preis des Verfalls der moralischen Autorität überlebten, um den Preis der Unterdrückung des moralischen Imperativs, frei und öffentlich seine Meinung aus eigener Überzeugung zu sagen.

Wenn man schon zum Studium aufgenommen werden wollte, unterwarf man sich dem Ritual der totalitären Macht, in dem der Mangel an „Kadervoraussetzungen“ lediglich durch die Protektion der Machthabenden ersetzt werden konnte. Das totalitäre Regime war kein Dämon, es entstand und erhielt sich durch die gemeinsame Tätigkeit von Menschen, die sich mit ihrer Intelligenz viele Vorgehensweisen ausdachten, wie jeder einzelne „innerhalb“ des Systems gefangengenommen werden könne, wie man ihn gleich einem Sklaven bewachen und kontrollieren könne. Dazu schufen sie sich ein alltägliches Ritual der Selbstbestätigung und des erzwungenen Gehorsams. Wir kennen das aus den verpflichtenden Gottesurteilen der Prüfungen, die im Fach Marxismus-Leninismus (oder Wissenschaftlicher Kommunismus) an den Fakultäten abgelegt werden mußten, und aus anderen „Schulungen“ und Zeremonien mit der Pflichtenrede „Genosse“, ganz gleich, wo sie stattfanden. Die Varianten unterschieden sich allerdings in verschiedenen Etappen, konnten manchmal mit Happenings verbunden werden, auch die Aufgaben der Akteure änderten sich im Ritual. Einige von denen, die in verschiedenen „Aktionskommissionen“ 1948 Professoren und Studenten aus den Fakultäten ausschlossen oder Anfang der fünfziger Jahre in militärische Arbeitslager oder später zur „Stählung“ in die Fabriken schickten, machten in der Folgezeit selbst diese grausame Erfahrung als verfolgte „68er-Generation“ oder als Dissidenten.

Der Preis fürs „Überleben“, ob nun am ursprünglichen Arbeitsplatz oder sonstwohin abgeschoben, hinterließ moralische Schäden und Gewissensnarben. Sicher ist dies nicht bei allen gleich, auch nützt eine pauschale Bewertung der Gerechtigkeit im allgemeinen niemandem. Man kann sich nicht wünschen, daß die Erinnerung sowohl an die einstigen Denunzianten und Wächter des Regimes ausgelöscht wird als auch an die „Überlebenden“, an ihre schwankenden Haltungen, manchmal an ihren passiven Widerstand und freilich an die persönliche Tapferkeit derer, die den Selbsterhaltungstrieb überwandern und sich durch öffentliche Äußerung ihres Nichteinverständnisses, im Bewußtsein aller möglicher Konsequenzen, von einer derartigen Entscheidung befreien. Öffentliches Asche-auf-Haupt-Streuen gehörte zum Ritual der „Selbstkritik“ in einer totalitären Macht und hängt mit ihrer „Kampfhaltung“ zusammen, wurde als Instrument im Schema eines sogenannten „Kaderzuwachses“ kalkuliert. Heute würde diese Gewohnheit nicht nur komisch-theatralisch, sondern auch verdächtig wirken, ebenso wie umgekehrt die Haltung des öffentlichen Klägers. Der Gesellschaft dürfte es offenkundig am meisten nützen, wenn jeder selbst mit seinem Gewissen die eigene Haltung und seine Taten abwäge. Die Geschichte der Menschheit verschiebt dies jedoch in die Ebene der Utopie: Absolute Gerechtigkeit liegt nicht in Menschenhand.

Der Blick auf die vergangene Periode der tschechischen Geschichtsschreibung, wie sie in publizierten Aufsätzen, Gesprächen und publizistischen Essays sichtbar wird, geht aus und wird von einer subjektiven und unterschiedlichen Generationserfahrung ausgehen müssen, bei der als Trennungspunkte neben dem Jahr 1948 am ehesten das Ende der Fünfziger und der Anfang der Sechziger und freilich die Jahre 1968–70 verwendet werden können. Die Erfahrung jener, die ihr Studium oder ihre fachliche Laufbahn vor dem Jahr 1948 antraten, unterscheidet sich von der, die diejenigen auszeichnet, die sich erst 1949 und in den darauffolgenden Jahren zu orientieren begannen. Ähnlich sieht es bei anderen Unterteilungen aus, auch wenn sich die Intervalle selbstverständlich nicht mit der Frequenz der biologischen Generationen decken. Ein kleiner Zeitabschnitt, die Vergangenheit, die in uns lebt, verursacht bestimmte Schwierigkeiten und auch Verlegenheit, wenn wir die Periode in ihrer Ganzheit beurteilen sollen, bei der wir die gerade anders wahrgenommenen „Generationserfahrungen“ der Nachfolgenden und ihre Ergänzungen im Laufe der Zeit in Betrachtung ziehen müssen. Ich kann mir keine kürzere und bündigere Charakteristik denken, als die, die kürzlich Jaroslav Marek gelang:

„Im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb treffen sich, sprechen sich an oder ignorieren sich Menschen, die in unterschiedlichsten Konstellationen und auf verschiedenen Seiten unter Änderung ihres Glaubensbekenntnisses, ob nun zu ihrem Nutzen oder aus Existenzangst, so mancherlei Wandlungen durchmachten“ (Obec historiků v pěti desetiletích, in: Dějiny a současnost 5/1993, S. 2–4).

Um so einfacher werden es bei der Beurteilung der vorangegangenen Epoche diejenigen haben, die nicht „drinnen“ waren, um Sachverhalte und Tatbestände unvoreingenommen ohne Suche nach Vergeltung und Rechtfertigung abzuwägen. Ihre Erkenntnisfähigkeit wird allerdings durch das Fehlen der Erfahrungen der heutigen Generation (was man ihnen ansonsten von Herzen nicht wünschen kann) abgeschwächt, und sie werden auch kaum bei der unerläßlichen Vogelperspektive objekti-

ver allein zur Feststellung des Willens des Ausübenden vordringen können, geschweige denn besser die Wirkung einer Handlung verstehen, die in einer nicht weise eingerichteten realen Welt vom Willen abhängig ist.

In einem unwürdigen Zustand der Gesellschaft, in der Würdelosigkeit des „Überlebens“ wo auch immer, ob im ursprünglichen Beruf oder in einem von Not gekennzeichneten Lebensunterhalt außerhalb des Faches, hat die Schaffenskraft ihre Würde beibehalten, deren Ergebnisse – selbstverständlich den Bedingungen tributpflichtig, durch die sie entstanden – in der Lage sind, authentisch Zeugnis davon abzulegen, inwieweit es den Autoren gelang, ihre innere Freiheit zu behalten. Das Risiko der Vereinfachung im Bewußtsein haltend, möchte ich den Mut aufbringen, nur einige Diskussionsbemerkungen über den Generationswechsel und die Erfahrungen der Generation, aus eigenem Erleben zusammengestellt, auszusprechen. Ich bin nicht als Inquisitor befugt und auch nicht bestrebt, die Rolle des *Advocatus Diaboli* zu spielen. Falls ich im folgenden häufig Werke und Autoren übergehe, so tue ich das nicht aufgrund persönlicher Rücksichten, sondern hauptsächlich deswegen, um mit einer unausweichlich selektiven Aufzählung die Wirklichkeit nicht durch unsinnige Zusammenhänge ungewollt zu verzerren, was in einer derartigen Erörterung fast unvermeidlich ist.

In der kurzen Periode der Demokratie nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs, in einer ständig politisch geladenen Atmosphäre, in der bei uns machtpolitischer Druck von außen und innen durchdrang, schafften die Historiker der Vorkriegsgenerationen nur teilweise die Herausgabe der gesammelten Ergebnisse ihrer eigenen Forschungen. Die unbefriedigende, aufgebauschte Welle des Historismus, verbunden mit dem Nationalismus während der Okkupation (als das Fach Geschichte aus den Schulen verbannt und zensuriert wurde) und danach, forderte geradezu zur Veröffentlichung von Überblickswerken über die tschechoslowakische Geschichte auf (es erschienen Werke aus der Feder von K. Krofta, Z. Kalista, F. Roubík, B. Chudoba, J. Klik u. a.). Der Historismus verlor im gesellschaftlichen Bewußtsein nicht an dem Gewicht, das er bereits in geschichtlich exponierten Perioden besessen hatte. Der Streit über den Sinn des Geschichtsunterrichts in den dreißiger Jahren, der den Historismus relativiert hatte, blieb in dieser Situation im Hintergrund, auch wenn das Werk der ersten Generation der sog. Goll-Schule vor dem Krieg durch die Diskussion über logische und noetische Grundlagen mittels methodischer Analyse abgeschlossen wurde: auf der einen Seite durch die Hinwendung zum intuitiven Verstehen und zur Konstruktion eines Sinns des Geschehens bei Pekař, in systematischerer Gestalt von R. Holinka und Z. Kalista ausgeführt, bei deren Methode das „Erleben“ zu einem Korrektiv wurde, das die subjektive Schaffenskraft des Historikers auf seinen „historischen Takt“ beschränkte; auf der anderen Seite durch die Bemühung, objektiv zur Funktionsstruktur der Fakten vorzudringen, bei F. Kutnar, der den Historismus wegen der unterbewußt vorhandenen Vorstellung über ein Gedankensystem, das der Historiker als eigenes annimmt, in Zweifel zog. Die Arbeiten der erwähnten Historiker gaben im Einklang mit neuen Strömungen der europäischen Geschichtsschreibung Impulse in einer offensichtlichen Krise des Historismus. Dies muß deswegen erwähnt werden, weil diese bedeutenden Initiativen nicht einmal in der Nachkriegszeit ihre Wirkung dadurch verloren, daß die genannten Autoren für die machtpolitisch kontrollierte Sphäre der Geschichtsschreibung ab 1948 mehr oder weniger unbequem wurden.

Wenn Sie aufmerksamer die Protokolle des Zweiten Kongresses der tschechoslowakischen Historiker von Anfang Oktober 1947 (heute zugänglich in der Edition von A. Kostlán: *Druhý sjezd československých historiků ...*, Praha 1993) verfolgen, kommt ein noch immer andauernder Streit um den Sinn der Geschichtsschreibung in jeglicher Form zum Vorschein. Im Hinblick auf die Veränderungen, die kurz danach eintraten, verdient besonders das Auftreten von J. Slavík Aufmerksamkeit. Er sprach von positiven Beiträgen der – damals nicht mehr lebenden – Hauptvertreter der sog. Goll-Schule, gleichzeitig aber wiederholte er als ihr einstiger Gegner den früheren Vorwurf der planlosen Anarchie ihrer Richtung. Er sprach die „radikale Umgestaltung der Nation hin zum Sozialismus“ an, wozu der Historiker keine gleichgültige Haltung einnehmen könne. In diesem für diese Zeit symptomatischen Kontext hob er erneut die ideologische Komponente des Werks eines Historikers in ihrem aktiven Einwirken auf die Veränderung der Gegenwart hervor. Gerade damit hatte er einst den Auftritt einer Gruppe inspiriert, die 1937 einen Generationswechsel mit einer scharfen Kritik der Goll'schen Geschichtsschreibung ankündigte und eine tiefere Erkenntnis der geschichtlichen Wirklichkeit proklamierte, die den aktuellen Problemen der Gesellschaft nützen sollte. Im Einklang mit neuen europäischen Strömungen wendeten die Mitglieder der „Historischen Gruppe“ ihren Blick ab vom individualisierenden Vorgehen der traditionellen Geschichtsschreibung und hin zu kollektiven Phänomenen durch die Methoden der Soziologie, Sozialpsychologie, Anthropogeographie, des funktionalen Strukturalismus, der sprachwissenschaftlichen Semantik u. a. Slavík als ihr führender Geist wies immer wieder mit einer gewissen Skepsis auf die Bedingtheit historischer Erkenntnis hin, betonte das Vorgehen von äußeren Begriffsmerkmalen hin zum Wesen historischer Erscheinungen als unerlässlich für eine Emanzipation von der Unerklärbarkeit der Begriffe, von der intuitiven Unbestimmtheit, die er der zeitgenössischen „Goll'schen Geschichtsschreibung“ vorwarf. Die Gruppe sammelte vor allem Informationen über die Studienorganisation und die Methoden im Ausland; neben Max Weber, der französischen Annales-Schule, E. Fromm u. a. übergang sie bei ihrer Akzentuierung des wirtschaftlich-sozialen Charakters der Geschichte in ihrer Revue „*Dějiny a přítomnost*“ (Geschichte und Gegenwart) auch nicht den Marxismus. Eine Ideologie, die sich selbst als „Hauptprinzip“ der geschichtlichen Entwicklung zu bestätigen suchte, die sie als Konflikte zwischen gesellschaftlichen Klassen wahrnahm.

Als die Kommunisten lange vor dem Februarputsch 1948 Verstärkung und Verbündete in verschiedenen Gesellschaftsschichten suchten, waren die Mitglieder der ehemaligen, vor dem Krieg tätigen „Historischen Gruppe“ durch ihr Interesse am Marxismus in der Gemeinde der Historiker gleich bei der Hand, mit Ausnahme Slavíks, der als Kritiker der stalinistischen Totalität in eine gegnerische Position geraten war. Für die Mitglieder der Gruppe öffnete sich dadurch um den Preis der Unterordnung unter die Parteidisziplin eine Karriere, die zur moralischen Deformation führte. Die Überordnung ideologischer Prämissen unterdrückte die vormals vertretenen grundlegenden Postulate wissenschaftlicher Arbeit, ob es nun um die Methodenvielfalt oder um die Erkenntnis der relativen Gültigkeit der Konstruktion des Geschichtssinns (historisches Faktum) ging. Methodische Impulse wurden häufig nicht aufgegriffen, und es zeigte sich, daß sich der Mangel an positiven Ergebnissen

bei der eigenen Arbeit in der empirischen Geschichtsschreibung mit oberflächlichen theoretisch-methodologischen Grundlagen verbindet.

Durch eine Initiative zeichnete sich Václav Husa aus, der sich bemühte, in den vorgegebenen Grenzen, die er freiwillig anerkannte, ein kollektives Studium der wirtschaftlich-sozialen und soziokulturellen Geschichte erfolgreich zu organisieren. Er verlor weder das Interesse an der soziologisch orientierten ausländischen Geschichtsforschung noch an den Beiträgen der sozioökonomischen Methode B. Mendels oder am funktionalen Strukturalismus von F. Kutnar. In seinen analytischen Erörterungen kann man dagegen eher das Streben nach faktographischer Vollständigkeit, ausgehend von der Linie der Nach-Gollischen Geschichtsforschung (F. M. Bartoš, J. Dobiáš usw.), erkennen. Die weiter obwaltende, vorsichtige Autozensur zusammen mit dem Informationsmangel über den zeitgenössischen ausländischen theoretischen Diskurs wird dort offensichtlich, wo Husa versuchte, theoretisch-ideologische Probleme zu lösen. Mit Rücksicht auf die Ideologie geriet er stellenweise bis an die Grenze zur Selbstzweckhaftigkeit, was durchaus üblich war.

Die kommunistisch orientierte Geschichtsforschung hatte schon vor dem Februar 1948 zwei herausragende, sich gegenseitig durchdringende apriorische Ausgangspunkte, beide mit einem expliziten bewußten (deklarierten) Übergewicht der Ideologie über die geschichtlichen Tatsachen. Einheitlich war die charakteristische „klassische“ marxistische Konstruktion des Sinngehalts der Geschichte in ihren Gesetzmäßigkeiten, wie sie sich im Grunde um die Jahrhundertwende herausgebildet hat. Diese Linie, durch die Diskussion über die „Epochy českých dějin“ (Epochen der tschechischen Geschichte, 1946) von Husa belebt, in denen der Autor versuchte, das Schema ökonomisch-gesellschaftlicher Formationen auf die geschichtlichen Perioden der Nation anzuwenden, entwickelte sich weiter und fand in den fünfziger Jahren Verbreitung vor allem durch Diskussionen „der Jugend“ über die Anfänge des Feudalismus bei uns, über die Krise des Feudalismus in Verbindung mit dem Hussitentum, über die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals, über die sog. zweite Leibeigenschaft, über die Aufgabe des Klassenkampfes, über die bürgerlichen Revolutionen usw. Während sich diese ambitiösen Diskussionen über die Konstruktion der Geschichte in einem apriorischen Schema der Gesetzmäßigkeiten nur einem engen Kreis von Fachgelehrten öffneten, erweiterte die zweite Linie der Geschichtsforschung ihr gesellschaftliches Wirkungsfeld durch bewußte Manipulation des gelebten Geschichtsbewußtseins aus.

Die Wurzeln des modernen tschechischen Historismus reichen, wie bekannt, in die Zeit der nationalen Wiedergeburt zurück, als die entstehende tschechische bürgerliche Gesellschaft danach strebte, sich fast ausschließlich aus ihrer Vergangenheit zu begründen und zu rechtfertigen, und dies als Gesellschaft, die sich von unten her bildete, bei der „Nation“ semiotisch auf die Kategorie „Volk“ übertragen werden kann. Z. Nejedlý lag diese Konzeption, verstärkt durch den Streit um den „Sinn tschechischer Geschichte“, lange bevor er Kommunist wurde, bereits nahe. Durch bestimmte logische Kombinationen konnte er nun die Kommunisten zu „Erben ruhmreicher nationaler Traditionen“ erklären. Die Selektion historischer Symbole, die in der Propaganda verwendet wurden, war in Hinsicht darauf wirkungsvoll, was über die Rolle des Historismus im allgemeinen Bewußtsein gesagt wurde, und war für die Schule

übersichtlich und dabei scheinbar gewaltfrei. Übrigens hat sie nach einer gewissen Überarbeitung und Reduktion in einzelnen Schemata häufig bis heute überlebt. Das, was der Fachstreit über den Sinn der Geschichte in den dreißiger Jahren mehr oder weniger beendet hatte und in die überwundene vergangene Epoche des Historismus verwiesen hatte, war im Bewußtsein der Öffentlichkeit so lebendig, daß es manipuliert zu einem Ausgangspunkt werden konnte, um den Wiedergeburtstext durch eine Metasprache der Beschreibung in die aktuelle, kulturelle, aber auch soziopolitische Situation zu übertragen. Die neue Macht fand sich mit einem umgeformten Mythos in ihre heilbringende Aufgabe hinein, mit dem angeblichen Willen zu „verbessern“ und in ferner und naher Vergangenheit am „Volk“ – an der Nation – begangenes Unrecht „wiedergutzumachen“. Neben der normativen Funktion hatte ein so formulierter Mythos eine wichtige Anpassungsfunktion: Das „volksdemokratische“ System wurde als authentisches Abbild der der Öffentlichkeit wohl bekannten „bewährten Werte“ durch die Kontraste der Embleme der Wiedergeburt vorgestellt: das Hussitentum im Gegensatz zum Weißen Berg, zum „Temno“ etc. Eine andere Ansicht war in den totalitären Verhältnissen unzulässig. Dieses ideologische Schema der Geschichtskonstruktion bestimmte lange Zeit für Historiker selektiv das Feld empfohlener, geduldeter, unerwünschter oder verbotener Themen. Durch dieses Spektrum wurde nicht nur die Geschichte gesehen, sondern auch die gesamte Entwicklung der modernen Historiographie: Pekař und „pekařovština“ (sein Denken) wurden zu verhaßten Begriffen.

In der Anfangsphase in den fünfziger Jahren entstand eine Reihe von meist kompilativen Arbeiten jüngerer Geschichtsforscher, die die Überlieferung der hussitischen Traditionen, den Weißen Berg, den Kampf des Volks in der Zeit des „Temno“, das Jahr 1848, Masaryk, die tschechoslowakischen Legionen usw. „überbewerteten“. Ähnliche Themen besetzten die popularisierende Produktion und wurden von der historischen Belletristik schier verschlungen (einschließlich der programmatischen Reeditionen von A. Jirásek u. a.).

Die angeführten allgegenwärtigen Linien aber bestimmten bei weitem nicht den Charakter jeglicher tschechischer Geschichtsforschung der fünfziger Jahre. Ich übergehe den aus der Sicht der Historiographie unfruchtbaren Abfall, der ohne Andeutung einer seriösen Methode auch für die Wissenschaft herausgegeben wurde, der in die Kategorie grob aggressiver Parteipublizistik des gesamten kommunistischen Machtblocks gehört, eventuell in die „Wissenschaftlicher Kommunismus“ genannte Spitzfindigkeit. Hierzu gehören das Aufweichen und die mechanische Reproduktion der sowjetischen Sophismen, die gleichsam die vorangegangenen ideologischen Thesen bestätigten, bestehend aus Zitaten marxistisch-leninistischer (in den fünfziger Jahren stalinistischer) Klassiker, aus Schmeicheleien gegenüber Äußerungen der Politiker und allem, was von außen in die Geschichtsforschung hineingetragen wurde. Wenn ich von einem breiteren Spektrum der tschechischen Geschichte spreche, habe ich vor allem die Arbeiten vor Augen, die aus der differenzierten Nach-Gollischen Historiographie hervorgegangen sind, die Regeln einer zur gebührenden Quelleninterpretation geeigneten Methode betonten und möglichst viele Fakten ermittelten. Gegen diesen Zweig hat sich einst die Kritik in der Diskussion um den Historismus gerichtet. Obwohl die Parteideologen diese als eine „positivistische“ ganz und gar geringschätzten, duldeten sie sie als Prestigedekor, sofern ihren Schöpfern allerdings nicht ein

ideologisches oder politisches „Odium“ anhaftete. Die Mehrheit dieser Historiker der älteren Generation blieb nach 1948 an den Fakultäten, in den Instituten, Archiven, Museen und anderen Einrichtungen, einige kamen bei der Gründung der ČSAV (Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften) Ende 1952 auch zu Ehren, wie z. B. R. Urbánek, J. Dobiáš, V. Vojtíšek, F. Roubík usw.

In den Arbeiten dieser von der Zahl her kleinen Gemeinde von Historikern setzte sich ein wesentlicher Teil der historischen Produktion fort, ihren Mitgliedern wurden bedeutende Editionen, für die sie fachlich ausgebildet waren, sowie Organisations- und Redaktionsaufgaben anvertraut. Wenn wir die Tätigkeit in den Regionen in Betracht ziehen, zeigt ein bloßer quantitativer Nachweis der bibliographischen Belege ihren bedeutenden Anteil an der historischen Forschung. Im Hinblick auf das weitere Schicksal der tschechischen Geschichtsschreibung war besonders schwerwiegend, daß in den fünfziger Jahren an den Fakultäten neben den bereits erwähnten Historikern z. B. J. Macůrek, J. Šebánek, R. Holinka u. a. ununterbrochen wirkten. Die Situation war in Brünn und Olmütz eine ganz andere, wo die Seminare in der Hand von Mitgliedern der Nach-Gollischen Generation blieben und sich die Kontinuität der Schulen fortsetzte, als in Prag, wo nach Säuberungen im Jahr 1948, geleitet von Studenten unter Hinzuziehen kommunistischer Kräfte, im Jahr 1953 die Lehrstühle durch Neuankömmlinge aus der aufgelösten, parteilich exponierten Hochschule für Politologie und Wirtschaftswissenschaften ergänzt wurden und die Kontinuität der Nach-Gollischen Schulen eine Ausnahme war (V. Vojtíšek, M. Paulová, für Archäologie J. Eisner und J. Filip, für Kunstgeschichte J. Květ).

Die Generation, die ihre fachliche Laufbahn am Ende der fünfziger Jahre begann, trat bereits in andere Verhältnisse ein als die vorangegangene. Ihre Situation entwickelte sich in Abhängigkeit der politischen Ereignisse im Ausland und zuhause. Ende der fünfziger Jahre betraf die ideologische Kampagne gegen den „Positivismus“ an der Prager Philosophischen Fakultät noch spürbarer F. Kutnar, angegriffen wurde auch J. Polišenský, einige junge nichtkommunistische Fachassistenten wurden in die Fabrik oder an Mittelschulen geschickt, um sich durch Arbeit zu „stählen“. Die Aufmerksamkeit richtete sich damals auch auf den „Historický klub“ (Historischen Klub), die Zeitschrift der Gesellschaft der Freunde der Altertümer „Časopis Společnosti přátel starožitností“ (später aufgelöst) u. a. Das politische Klima änderte sich aber nach kurzer Zeit schon während der ersten Hälfte der sechziger Jahre und damit auch viele Haltungen. Es lockerten sich die Bedingungen für die historiographische Arbeit, so wie es seit dem Jahr 1948 nicht mehr gewesen war und eigentlich auch vorher nicht. Endlich konnten nämlich die organisatorisch-technischen Ausstattungen der ČSAV-Institute, die zentralen Zeitschriften und Sammelbände, weitere Periodika, die Gemeinschaftsforschung, die Organisation des Archivnetzes, gebildet in den fünfziger Jahren, und eine Reihe anderer organisatorisch-technischer Bedingungen für die wissenschaftliche Arbeit genutzt werden. Die erweiterten Kontakte zum Ausland zeigten, daß einige Ergebnisse im Inland international vergleichbar waren, denn in manchem wurde methodisch parallel vorgegangen, in einigen Punkten auch mit einem bestimmten zeitlichen Vorsprung vor der ausländischen Forschung. Im damaligen Ostblock galt dies noch für die polnische, teils die ungarische Historiographie, in einigen Themenbereichen auch für die Historiographie der DDR.

Auch bei der Zwangsideologisierung der Historiographie öffnete die Verschiebung des Interessenschwerpunkts auf einige, vom Marxismus bevorzugte Themen, vor allem aus der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Forschung eine größere Freiheit in der Methodenauswahl. Hier bestand auch Zugang zur ausländischen Literatur. Manchmal spricht man von „Ökonomismus“, der für einige Strömungen der europäischen Geschichtsschreibung mit einer anderen Zielrichtung als der marxistischen charakteristisch war. Studien über Produktionszweige, Technik, soziale Gruppen, Strukturen der Städte, Großgrundbesitz, demographische Verhältnisse, den Handel, die Veränderung vom Mittelalter bis in die moderne Zeit und vergleichbare Themen füllen eine Reihe von Seiten der Bibliographie der sechziger Jahre. Die Ergebnisse sind evident, und die Aufzählung der Namen von Autoren, die die Forschung methodisch bereichert haben, würde viel Platz einnehmen. Ihre häufig bahnbrechenden Studien dienten als sichere Vorlagen für immer weitere Ergänzungen der Quellenkenntnisse bei einer fleißigen Heuristik, manchmal auch einer kollektiven Forschung.

Wie wiederum die Bibliographien verraten, haben einige tschechische Autoren während der sechziger Jahre den Interessenschwerpunkt von der wirtschaftlich-sozialen Problematik zu kulturellen und politischen Erscheinungen, zur Mentalitätsgeschichte, Familienstruktur, zur Entstehung der neuzeitlichen Nation, zu theoretischen Problemen der Historiographie u. v. a. m. verlagert, bei denen im sozialistischen Block die polnische Geschichtsschreibung einen Vorsprung hatte und häufig Inspirationen gab. Mutiger erweiterte man das Themenspektrum. Die Atmosphäre spiegelte schon der Kongreß tschechischer Historiker 1966 in Brünn wider. Eine Historikergeneration mit anderen historischen Erfahrungen mußte sich erneut mit der eigenen gedanklichen Vergangenheit auseinandersetzen und die methodische Ausrüstung beurteilen. Die Variante des Historismus von Nejedlý begannen einige als antiquiert anzusehen, auf einer anderen Ebene kehrte in der veränderten Situation die Frage der dreißiger Jahre zurück: Was aus der Vergangenheit lebt und was ist tot, begleitet von der Skepsis gegenüber ideologischen Schemata und von einer Relativierung der historischen Erkenntnis.

Die Generation, die in den Jahren 1968–69 eine fachliche Karriere begann, empfand unmittelbar darauf die Härte des machtpolitischen Eingriffs, der diesmal – im Gegensatz zu 1948 – offene politische Verfolgung bedeutete, häufig ohne ideologische Konsequenzen im eigenen Programm der historiographischen Arbeit, was die herrschende Struktur offenbar nicht einmal anstrebte (man kann dies übrigens damals auch anderswo im sozialistischen Block beobachten, so z. B. in der DDR). Wir können uns sonst kaum erklären, daß in den siebziger Jahren und hauptsächlich während der achtziger Jahre insbesondere die junge Generation nach einst ideologisch tabuisierten Themen griffen und früher unzulässige Gedanken veröffentlichen konnte. (Den älteren Generationen fiel dies schwerer, einzelnen wurde es erschwert oder verboten zu publizieren.) Die Bemühung, das thematische Spektrum und das Interesse an der Kenntnis neuer Methoden zu erweitern, ist ein verdienstvoller Beitrag der „jungen Generation“. Ideologisch wurden auch die Forscherimpulse, die von woanders als von den Fakultäten und den Instituten der ČSAV ausgingen, nicht mehr so sehr überwacht: als Beweis dafür dienen anregende Konferenzen in Ungarisch Brod, die sich mit Comenius beschäftigten, sowie die vom Museum in Tabor, dem Archiv der

Hauptstadt Prag und einigen weiteren regionalen Institutionen organisierten Symposien sowie Studien, die in deren Sammelwerken und Periodika veröffentlicht wurden. Hierhin verlagerte sich der Schwerpunkt der organisierten Forschungstätigkeit unter Beteiligung von Fachkräften aus Fakultäten und Instituten, oft auch von ausländischen Forschern.

Wenn wir die gesamte historische Produktion einschließlich derjenigen in Betracht ziehen, die illegal im Samisdat herausgegeben wurde, und einschließlich der im Ausland veröffentlichten Arbeiten und der Studien von Exilanten, ist klar, daß die Geschichtsschreibung – ich denke hier an den Teil, an dessen Ergebnisse man anknüpfen kann – sich in der letzten Etappe der totalitären Ära aufgliederte und ein reicheres theoretisches und methodisches Spektrum gewann. Mehr als jemals zuvor wurden aktuelle Strömungen der europäischen und der Weltgeschichtsschreibung aufgegriffen; dabei scheint es, als ob wieder die Fragen der dreißiger Jahre zurückgekehrt seien. Hier handelt es sich aber schon um eine andere Ebene sowie um andere Ausgangspunkte. An die Arbeiten von Kutnar, Slavík u. a. konnte man sich als Inspirationsquellen wenden, jedoch war und ist es auch heute nicht möglich, einfach dort fortzufahren, wo man 1948 abgebrochen hat. Die Voraussetzungen der geschichtswissenschaftlichen Arbeit haben sich auf der Welt verändert, und die Historiographie mit ihren Methoden dringt immer mehr international vor. An Bedeutung gewinnt keineswegs nur die Krise des Historismus, es werden nicht nur ideologische, sondern alle bisherigen Konstruktionen des Sinngehalts und der Geschichtsmythen relativiert. Neue Auffassungen historiographischer Strömungen auf der Welt verzichten bewußt auf die Aufgabe, die bisher die historische Kultur in der Gesellschaft einnahm. Einzigartige Ereignisse werden im semiotischen Sinne zu Merkmalen von Prozessen, Strukturen, Mentalitäten, es wird der literarische Charakter des historiographischen Textes mit allen Eigenschaften der Literatur betont, die den Geschichtstext dekonstruiert. Sofern der heutige inhomogene Komplex „Geschichtsschreibung“ bei einer stärker werdenden Interdisziplinarität weiterhin mit jener altertümlichen Bezeichnung belegt werden kann, erlangt er eine andere, uns bis jetzt noch völlig unfaßbare Gestalt (manchmal ist auch von „Posthistorie“ die Rede).

Bleibt nur zu wünschen, daß die im Jahr 1989 angetretene Generation in ehrlicher, schöpferischer Bemühung auch ihre eigene Zufriedenheit finden möge*.

* Der Diskussionsbeitrag stellt weitgehend einen grundlegenden Auszug aus dem Referat des Autors beim Kongreß der tschechischen Historiker am 24. September 1993 in Prag dar.